

57. Nobelpreisträgertagung in Lindau

Samstag, 07.07.2007
Tageszeitung
Interne Pub.Nr.: 144900

Auflage VB: 203471
Gesamtauflage VB: 276536
Gesamtauflage VK: 267032



Unter Hochbegabten

Einmal im Jahr versammelt sich beim Nobelpreisträgertreffen die internationale **Forscherelite**. Der Nachwuchs feiert seine Idole. Ein Besuch am Bodensee

VON PHILIP CASSIER

Der Star des Tages verlässt den Saal exakt um 23.12 Uhr. Es ist spät geworden in der Lindauer Inselhalle, rund 200 junge Leute und ein paar ältere Herrschaften tanzen noch im gedimmten Licht auf dem Holzparkett. Die Luft ist mies, die Stimmung hat nach einigen Bier oder Wein ihren Höhepunkt gerade überschritten, die Top-40-Band The Big Easy – vier Herren mit Schnauzbärten und beachtlichen Bäuchen – intoniert mühsam den Brian-Adams-Klassiker „Summer of 69“. Und der Mann mit den halblangen Locken hat für heute genug. Er nimmt seine Tochter auf den rechten Arm, ruft seine Frau, die eben noch auf Knien über die Tanzfläche gerutscht war, und winkt noch einmal gelassen in die Runde seiner Anhängerschaft. Seit heute Morgen wollte eigentlich jeder etwas von ihm. Einfach neben ihm stehen. Mit ihm reden dürfen. Oder ein Foto fürs Familienalbum.

Nein, das ist hier nicht die Verabschiedung eines verdienten Bürgermeisters. Der Mann mit den halblangen Locken heißt Craig C. Mello, er lehrt an der Massachusetts Medical School in den USA und hat im Jahr 2006 den Medizinnobelpreis dafür gewonnen, dass es ihm gelang, Gene bei kleinen Würmern auszuschalten. 16 weitere Preisträger, darunter Koryphäen wie der deutsche Grundlagenforscher Manfred Eigen oder der britische Krebspezialist Sir Timothy Hunt, befinden sich in Lindau. Und bei den jungen Leuten handelt es sich um hochbegabte Mediziner oder Biologen, die ihrem Idol huldigen.

Tradition und Evolution

Seit 1951 ist Lindau in der deutschen – ach was: der weltweiten – Forschungslandschaft absolut einzigartig. Beim alljährlichen Nobelpreisträgertreffen steht der wissenschaftliche Nachwuchs im Austausch mit den Laureaten. Mehr Intelligenz an einem Fleck wird man kaum finden. Die Physiker Gustav Parade und Franz Karl Hein wollten hier die deutsche Wissenschaft nach dem Zweiten Weltkrieg wieder an die internationale Gemeinschaft heranzuführen. Unterstützung fanden sie schnell bei Graf Lennart Bernadotte von der Bodenseeinsel Mainau, der in den kommenden Jahrzehnten nicht zuletzt finanzielle Mittel auftrieb, bis er im Jahr 2004 starb. Seitdem sitzt seine zweite Ehefrau Sonja dem Kuratorium vor. Die Preisträger – 169 sind aktuell Mitglieder in der Stiftung – kommen bis heute unentgeltlich nach Lindau.

Lange war das Treffen eine sehr maskuline Angelegenheit. Lindau-Veteranen erinnern sich, wie zum traditionellen Ball örtliche Abiturientinnen per Bus herangekarrt werden mussten, damit die Preisträger überhaupt jemanden zum Tanzen hatten. Beim diesjährigen Treffen der Medizinnobelpreisträger, so erklärt Gräfin Sonja stolz in ihrer Rede, sind 50 Prozent des Nachwuchses Frauen, und die Teilnehmerschaft ist so international wie nie: 560 junge Forscher aus 62 Ländern, zu je einem Drittel Studenten, Doktoranden und Postdoktoranden. Gräfin Sonja Bernadotte sagt auch, dass die Auswahlkriterien extrem streng seien, um nur die Besten der Besten am Bodensee zu haben. Für eine Einladung muss man von seiner Universität vorgeschlagen werden, allein aus

China gab es 20 000 Bewerbungen.

Wer es schafft, wird knapp eine Woche lang finanziell versorgt. Der Saal hört Gräfin Sonja gern zu: Menschen, die wissen, dass sie das Richtige tun. Dann verabschieden sich die Laureaten und Offiziellen ins Nobelhotel „Bad Schachen“, wo sie ein Viergängemüen erwartet. Der Nachwuchs ist ins Casino, ins Restaurant der Inselhalle oder ins Zelt daneben geladen. Unter anderem zu frittiertem Brokkoli.

Der Größe

Montag, kurz vor neun. Der Meister spricht. Er tut es wirklich. Craig C. Mello ist gekommen, um über das Thema „RNAi and development in C. elegans“ zu reden. Wie es sich gehört, ist die Geschäftssprache auf dieser internationalen Konferenz Englisch. Bereits eine halbe Stunde vor Mellos Erscheinen ist die Halle brechend voll, manch Anwesendem steht – wohl vor Erregung – der Schweiß auf der Stirn. Mello selbst kommt kaum auf die Bühne; umringt von chinesischen Studenten, muss er sich den Weg bahnen. Ziemlich weit vorn in der Menge sitzt der Berliner Postdoktorand Roland Francis auf einem grünen Stoffstuhl und murmelt: „Jetzt wird's witzig.“ Er beschäftigt sich an der Charité mit Narkosemedizin. Mello ist einer der wenigen Preisträger, die Francis schon vor der Zusammenkunft kannte. Andere sind besser präpariert, sie haben jede Menge Unterlagen mit chemischen Formeln auf dem Schoß liegen. Aber die sind gar nicht nötig. Mellos Ausführungen darüber, wie er bei den Würmern die Gene ausschaltete – eine Methode, die die Krebstherapie voranbringen könnte –, verlieren sich kaum in Details. Der Preisträger zeigt lieber einen Film aus den US-Nachrichten, der sein Modell plastisch darstellt, und erzählt ein paar Anekdoten. Wie die von seinem Nachbarn, der ihn für einen Wurmfreak hielt, bis er eines Tages den Preis gewann und dem Nachbarn plötzlich auffiel, dass unter Umständen das Überleben der menschlichen Spezies von den Tieren abhängen könnte. Gelächter, das Publikum hängt nur noch mehr an Mellos Lippen.

Der wendet sich in amerikanischem Englisch Themen abseits seines Forschungsgebietes zu. Fast flehentlich ermuntert er seine Zuhörer, bei ihren Arbeiten nicht allein zu bleiben, Ideen zu teilen, interdisziplinär zu denken. Nur ein solcher Ansatz habe es ihm ermöglicht, den Preis zu gewinnen. Auf die Frage, ob er denke, dass seine Methode später beispielsweise dabei helfen könne, gesundheitliche Probleme der Dritten Welt zu lösen, antwortet er offen: „Nein, das glaube ich nicht. Wir stehen noch am Anfang – und alles ist sehr kostenintensiv.“

Das macht Mello nur noch sympathischer. Robert Francis freut sich: „Guter Vortrag“, sagt er. Persönlich wird er Mello freilich nicht gratulieren können. Denn der steht schon wieder mit dem Rücken zur Wand und redet auf eine Gruppe von rund 20 Nachwuchswissen-

schaftlern ein. Das wird heute eigentlich immer so bleiben.

Untereinander

Für die Offiziellen mag das Treffen eine reine Eliteveranstaltung sein – viele Nachwuchswissenschaftler freuen sich besonders über die lockere Atmosphäre. Glaubt man ihnen, ist der Verdrängungswettbewerb in der Welt der Naturwissenschaft anderswo brutal genug. Fast alle können sie davon erzählen, dass man auf Konferenzen den anderen Teilnehmern nicht allzu gern Auskunft über die eigenen Projekte erteilt, weil man die eigenen Ergebnisse plötzlich mit einem anderen Namen über der Arbeit wiederfinden könnte.

In Lindau ist das anders: Weil die Laureaten ihre Vorträge oft so allgemein halten, dass auch folgen kann, wer nicht auf das Gebiet spezialisiert ist, wird dem Ganzen der kompetitive Charakter ein wenig genommen. Hinzu kommt, wie ein junger Teilnehmer ironisch bemerkt, dass auch die Preisträger gern nach Lindau kommen, weil sie ihre Ergebnisse nicht vor einer Horde junger Spezialisten präsentieren müssen, von denen viele glauben, der Laureat habe den Preis bei näherer Betrachtung seiner Leistungen gar nicht verdient. So herrscht überall bis hin zum Kaffeepausen-Smalltalk („Und – was machst du?“) ein lockerer Umgangston. Die schönste Geschichte erzählt Mahmood Amiry-Moghaddam, ein gebürtiger Iraner, der in Norwegen lebt und forscht. Er ist gemeinsam mit einem Israeli untergebracht, die beiden verstehen sich bestens. Amiry-Moghaddam sagt: „Das kann nur die Wissenschaft leisten, sich so unvoreingenommen zu begegnen.“ Doch kann die Wissenschaft nicht alles leisten: Manche Europäer fühlen sich mit zunehmender Dauer der Veranstaltung mehr und mehr von ihren asiatischen Kollegen genervt. Die sind zu Hause offenkundig so hart gedrillt worden, dass sie sich auf ihrer Suche nach neuen Erkenntnissen bei Fragestunden mit den Laureaten notfalls vordrängeln.

„Kann ich ja verstehen“, sagt eine deutsche Doktorandin, „die müssen zu Hause erzählen, wie viele Kontakte sie geknüpft haben. Aber es ist schon blöd, wenn man selbst kaum drankommt.“ Die Asiaten kommentieren nichts von dem, sondern erklären höflichst, wie wohl sie sich in Lindau fühlen und was für eine große Ehre es sei, hier sein zu dürfen. Zu kritisieren haben sie nichts. Nur eine Menge zu lernen.

Conclusio

Bevor der Star des Tages beim Ball in der Inselhalle geht, holt sich auch Roland Francis noch sein Foto mit Craig C. Mello. Lächelnd steht er mit drei seiner Kollegen, mit denen er sehr schnell ins Gespräch gekommen ist, neben dem Preisträger. Francis ist ein Typ, der eigentlich immer so aussieht, als ob er gerade lächelt – ein Mediziner, von dem man sich gern in künstlichen Schlaf versetzen lassen würde, wenn er nicht in der Forschung bleibt.

Auf dem Ball tanzt er an diesem Abend die Polonaise mit, die Außenstehenden ein wenig merkwürdig vorkommt. Lauter Hochbegabte in zumeist feinen Roben, von denen nicht wenige Probleme dabei haben, sich an den Händen zu fassen. Die Band spielt jetzt nicht mehr Brian Adams, sondern „Schickeria“ von der Spider Murphy Gang. Francis bestellt sich und seiner Kongress-Bekanntschaft Paul, ein 30-jähriger Nierenspezialist mit Seitenscheitel und Brille, der für die Deutsche Forschungsgesellschaft in Seattle arbeitet, noch ein Bier, sie prosteten einander zu und gehen dann auf die Tanz-

fläche. Francis lächelt einmal besonders freundlich nach links und rechts, was von den Umstehenden sofort erwidert wird. Dann wiegt er seinen Körper locker im Rhythmus; in Berlin spielt er Bass in einer Jazzband. Im Hintergrund plaudert Sir Timothy Hunt in einem verschossenen lila Hemd gerade mit einer Gruppe von Amerikanerinnen.

Und Roland Francis hat in Lindau zwar keine grundlegend neuen Erkenntnisse gewonnen, die er auf der nächsten Konferenz jemandem vorhalten könnte. Aber eine Menge neuer Eindrücke.